

ALEJANDRO

ZAMBRA

STORIES

SUHRKAMP

FERN-

GESPRÄCH

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Mis Documentos bei Anagrama, Barcelona.

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde durch Litprom e. V.
mit Mitteln des Auswärtigen Amts unterstützt.

Erste Auflage 2017

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017

© 2014 Alejandro Zambra

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein
Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42595-4

Alejandro Zambra
Ferngespräch

Aus dem Spanischen von
Susanne Lange

Suhrkamp Verlag

INSTITUTO NACIONAL

für Marcelo Montecinos

I

Die Lehrer nannten uns nach den Nummern auf der Liste, weshalb wir nur die Namen der nächsten Klassenkameraden kannten. Das soll eine Entschuldigung sein: Ich kenne nicht einmal den Namen meiner Figur. Aber erinnern tue ich mich genau an den 34er. Damals war ich die 45. Meinem Anfangsbuchstaben verdanke ich es, dass ich eine solidere Identität besaß als die anderen. Immer noch fühle ich mich dieser Zahl verbunden. Es war gut, der Letzte zu sein, die 45. Weitaus besser als etwa die 15 oder 27.

Als Erstes fällt mir zum 34er ein, dass er in der Pause manchmal Mohrrüben aß. Seine Mutter schälte sie und arrangierte sie harmonisch in einer kleinen Tuppereschüssel, die er öffnete, indem er ganz behutsam die Ecken löste. Präzise dosierte er dabei die Kraft, als übte er eine diffizile Kunst aus. Aber wichtiger als seine Vorliebe für Mohrrüben war sein Status als Wiederholer, der einzige des Jahrgangs.

Für uns war Sitzenbleiben eine Schande. Derlei Niederlagen hatten uns in unserem kurzen Leben nicht einmal gestreift. Wir waren elf, zwölf Jahre alt, gerade

ins Instituto Nacional, ins renommierteste Gymnasium Chiles, eingetreten, und unsere Zeugnisse waren folglich makellos. Doch da saß der 34er. Seine Gegenwart bewies uns, dass die Niederlage möglich, ja sogar erträglich war, denn er trug sein Stigma ganz unbefangen, als wäre er im Grunde zufrieden, denselben Stoff zu wiederholen. Hier haben wir ein bekanntes Gesicht, sagte hin und wieder ein Lehrer spöttisch, und der 34er antwortete freundlich: Ja, Herr Lehrer, ich wiederhole, als Einziger in der Klasse. Aber dieses Jahr wird bestimmt besser.

Die ersten Monate im Instituto Nacional waren die Hölle. Ein ums andere Mal rieben uns die Lehrer unter die Nase, wie schwierig das Gymnasium sei, wir sollten Angst vor der eigenen Courage bekommen und an unsere Wald- und Wiesenschule zurückkehren, wie sie verächtlich sagten, in diesem gurgelnden Ton, der nicht zum Lachen, sondern zum Fürchten war.

Ich muss wohl kaum erwähnen, dass die Lehrer echte Scheißkerle waren. Sie hatten sehr wohl Vor- und Nachnamen: der Mathematiklehrer, Don Bernardo Aguayo zum Beispiel, ein absoluter Scheißkerl. Oder der Werklehrer, Señor Eduardo Venegas. Ein Schweinehund. Weder Zeit noch Entfernung haben meinen Groll gemildert. Sie waren grausam und mittelmäßig. Frustrierte Dummköpfe. Kriecher und Pinochetanhänger. Arschlöcher. Aber ich erzähle vom 34er und nicht von diesen Fieslingen, die wir als Lehrer hatten.

Das Verhalten des 34er widersprach grundlegend dem eines Wiederholers. Der hat missmutig zu sein und gliedert sich nur zögernd und widerwillig in die neue Klas-

se ein, aber der 34er war von Anfang an bereit, sich uns anzuschließen, als gehörte er dazu. Er kannte nicht das Klammern ans Vergangene, das die Wiederholer so unglücklich oder schwermütig macht, ständig hinter den Klassenkameraden vom Vorjahr her oder im zähen Kampf mit den vermeintlich Schuldigen an ihrer Lage.

Das war das Seltsame am 34er: Er war nicht nachtragend. Manchmal sahen wir ihn mit Lehrern sprechen, die wir nicht kannten. Es waren fröhliche Gespräche, mit viel Gestik und Schulterklopfen. Er wollte sich zu den Lehrern, die ihn hatten durchfallen lassen, ein gutes Verhältnis bewahren.

Wir zitterten jedes Mal, wenn der 34er im Unterricht seine unbestreitbare Intelligenz bewies. Aber er gab nie an, im Gegenteil, er meldete sich nur zu Wort, um einen neuen Aspekt einzubringen oder seine Meinung über komplexe Themen kundzutun. Er sagte Dinge, die nicht in den Büchern standen, und wir bewunderten ihn dafür, so sehr wir uns damit auch das eigene Grab schaufelten. Wenn jemand so Kluges gescheitert war, würden wir erst recht scheitern. Hinter seinem Rücken spekulierten wir über die wahren Motive seines Sitzenbleibens: verwickelte Familienstreitigkeiten, lange, leidvolle Krankheiten. Aber wir wussten, das Problem des 34er war rein schulisch – wir wussten, sein Scheitern würde morgen das unsere sein.

Einmal kam er überraschend auf mich zu. Er sah beunruhigt und glücklich zugleich aus. Erst zögerte er, als hätte er sich seine Worte lange überlegen müssen. Mach du dir keine Sorgen, brachte er dann hervor, ich habe dich beobachtet und bin mir sicher, du wirst versetzt. Es war tröstlich, das zu hören. Ich freute mich riesig, freu-

te mich fast wider alle Vernunft. Der 34er war so etwas wie die Stimme der Erfahrung, und dass er so über mich dachte, war eine Erleichterung.

Bald erfuhr ich, dass sich die Szene mit anderen Klassenkameraden wiederholt hatte, und das Gerücht ging um, der 34er mache sich über uns alle lustig. Doch dann kamen wir zu dem Schluss, dass er uns nur Selbstvertrauen einflößen wollte. Und Selbstvertrauen hatten wir weiß Gott nötig. Die Lehrer peinigten uns tagtäglich, und die Noten waren für alle katastrophal. Es gab so gut wie keine Ausnahmen. Wir wanderten direkt auf die Schlachtbank.

Die Frage war, ob der 34er die Botschaft allen übermittelte oder nur den vermeintlich Auserwählten. Wer noch nicht Bescheid bekommen hatte, verfiel in Panik. Der 38er – oder der 37er, ich erinnere mich nicht genau an die Nummer – machte sich besonders viele Sorgen. Er hielt die Ungewissheit nicht aus. Seine Verzweiflung war so groß, dass er eines Tages in den natürlichen Ablauf der Benachrichtigungen eingriff und den 34er auf den Kopf zu fragte, ob er versetzt werden würde. Dem schien die Frage unangenehm zu sein. Ich werde dich studieren, schlug er vor. Ich habe noch nicht alle beobachten können, es sind so viele. Verzeih, aber bis jetzt habe ich nicht so sehr auf dich geachtet.

Der 34er spielte sich nicht etwa auf. Ganz im Gegenteil. In seinem Ton lag stets eine elementare Aufrichtigkeit. Was er sagte, ließ sich schwer in Frage stellen. Dazu trug auch sein offener Blick bei. Er achtete darauf, dem anderen in die Augen zu sehen, und dehnte seine Sätze mit fast unmerklichen Spannungspausen. Seinen Worten lag ein langsamer, reifer Takt zugrunde. »Ich habe noch

nicht alle beobachten können, es sind so viele«, hatte er dem 38er gesagt, und niemand stellte in Frage, dass er es ernst meinte. Was der 34er sagte, war seltsam und ernst gemeint. Obwohl wir damals vielleicht glaubten, dass man nur ernst meinen konnte, was seltsam gesagt wurde.

Am nächsten Tag fragte der 38er nach seinem Urteil, doch der 34er antwortete ausweichend, als wollte er – wie wir dachten – eine schmerzhaft Wahrheit verbergen. Gib mir mehr Zeit, bat er, ich bin mir nicht sicher. Wir hielten ihn alle für verloren, aber nach einer Woche, als die Beobachtungsphase zu Ende war, trat der Wahrsager auf den 38er zu und sagte zu unser aller Überraschung: Ja, du wirst versetzt. Definitiv.

Wir waren natürlich froh und freuten uns auch am nächsten Tag, als er die letzten sechs erlöste. Aber ein wichtiger Punkt blieb ungeklärt: Nun hatte der 34er allen Schülern seinen Segen gegeben. Dass die ganze Klasse versetzt wurde, war ganz und gar nicht üblich. Wir forschten nach. In der fast zweihundertjährigen Geschichte der Schule war es anscheinend noch nie vorgekommen, dass alle 45 Schüler der siebten Klasse versetzt wurden.

Während der entscheidenden nächsten Monate merkte der 34er, dass wir seinen Vorhersagen misstrauten, tat jedoch unbekümmert. Er blieb seinen Mohrrüben treu und meldete sich regelmäßig im Unterricht mit mutigen, einnehmenden Meinungen zu Wort. Vielleicht mischte er sich nicht mehr ganz so oft unter uns. Er wusste, dass wir ihn beobachteten, aufs Korn nahmen, aber er grüßte so herzlich wie immer.

Die Abschlussprüfungen kamen, und wir stellten fest, dass der 34er mit seinen Prophezeiungen ins Schwarze getroffen hatte. Vier Mitschüler hatten das Schiff vorzeitig verlassen (darunter der 38er), und von den übrigen 41 wurden 40 versetzt. Sitzen blieb als Einziger ausgerechnet wieder der 34er.

Am letzten Schultag gingen wir zu ihm, wollten mit ihm reden, ihn trösten. Er war traurig, versteht sich, wirkte aber gefasst. Ich hatte es erwartet, sagte er. Das Lernen fällt mir eben schwer, vielleicht wird es an einer anderen Schule besser. Es heißt, manchmal muss man den Platz räumen. Ich glaube, das ist der Moment, den Platz zu räumen.

Uns alle schmerzte es, den 34er zu verlieren. Dieses plötzliche Ende empfanden wir als Ungerechtigkeit. Aber im Jahr darauf sahen wir ihn wieder, in den Reihen der Siebtklässler am ersten Schultag. Auf dem Gymnasium durfte kein Schüler eine Klasse zweimal wiederholen, aber der 34er hatte, wer weiß wie, eine Ausnahme erwirkt. Ein paar Stimmen wurden laut, das sei ungerrecht, der 34er habe wohl einen Stein bei jemandem im Brett. Aber die meisten von uns freuten sich, dass er blieb. Es überraschte uns allerdings, dass er das Ganze noch einmal durchmachen wollte.

Am selben Tag sprach ich ihn an. Ich gab mich freundschaftlich, und auch er war herzlich. Er sah dünner aus, und der Altersunterschied zu seinen neuen Klassenkameraden sprang allzu deutlich ins Auge. Jetzt bin ich nicht mehr der 34er, sagte er am Ende, in diesem feierlichen Ton, den ich von ihm kannte. Danke für dein Interesse, aber den 34er gibt es nicht mehr, sagte er. Jetzt bin ich

Nummer 29 und muss mich an meine neue Wirklichkeit gewöhnen. Besser, ich füge mich in meine Klasse ein und schließe neue Freundschaften. Es ist nicht heilsam, in der Vergangenheit zu leben.

Vermutlich hatte er recht. Ab und an sahen wir ihn von fern bei seinen neuen Kameraden oder im Gespräch mit den Lehrern, die ihn im Vorjahr hatten durchfallen lassen. Ich glaube, diesmal wurde er endlich versetzt, aber ich weiß nicht, ob er noch lange auf der Schule blieb. Nach und nach verloren wir ihn aus den Augen.

2

An einem Winternachmittag, als sie aus der Turnhalle kamen, fanden sie folgende Botschaft an der Tafel:

Augusto Pinochet ist:

- a) ein Arschloch
- b) ein Wichser
- c) ein Idiot
- d) ein Scheißkerl
- e) alles zusammen

Darunter stand: PIO.

Sie wollten es wegwischen, schafften es aber nicht, da in dem Moment Villagra erschien, der Biologielehrer. Nervöses Flüstern kam auf und schüchternes Lachen, bevor die vollkommene Stille eintrat, in der sein Unter-

richt immer ablief. Villagra besah sich, mit dem Rücken zur Klasse, einige Sekunden lang die Tafel. Die mit sicherer Hand geschwungene Schönschrift stammte nicht von einem zwölfjährigen Kind. Außerdem gehörten dem Aktivistenkreis der PIO, der Oppositionspartei des Instituto, gewöhnlich keine Siebtklässler an.

Ernst und theatralisch wie immer ging Villagra zur Tür, vergewisserte sich, dass draußen niemand spionierte. Dann nahm er den Schwamm und fing an, die Antworten eine nach der anderen fortzuwischen, doch vor der letzten, »alles zusammen«, hielt er inne, klopfte sich den Kreidestaub von der Jacke und hustete übertrieben laut. Da fragte Vergara – in der Klasse besser bekannt als *verga-rara*, als schräger Schwanz – aus der letzten Reihe, ob die richtige Antwort also e) sei.

Villagra blickte zur Decke, als suchte er nach einer Eingebung, dann setzte er die Miene des Erleuchteten auf. Ja, aber die Frage sei falsch gestellt. Antwort a) und b), erklärte er, seien im Grunde identisch, ebenso c) und d), und so bleibe nach dem Ausschlussverfahren nur noch e).

Und das ist die richtige Alternative, fragte González Reyes.

Optionen heißt das, Alternative sagt man, wenn es nur zwei Möglichkeiten gibt, bei mehr als zwei sagt man Optionen, schlägt die Bücher auf Seite 80 auf, bitte – ach nee, sagten die Kinder.

Aber was halten Sie von Pinochet?, beharrte ein anderer González, González Torres (wir hatten sechs González in der Klasse).

Das spielt keine Rolle, sagte er fröhlich und entschieden. Ich bin Biologielehrer. Ich spreche nicht über Politik.

3

Ich erinnere mich an die Krämpfe in der rechten Hand nach dem Geschichtsunterricht, weil Godoy uns zwei Stunden lang nur diktierte. Er nahm die Attische Demokratie durch und diktierte dabei, wie man in der Diktatur diktiert.

Ich erinnere mich an das Lomonossow-Lavoisier-Gesetz, aber besser noch an das Gesetz des Dschungels.

Ich erinnere mich an Aguayo, der sagte, »in Chile sind die Leute faul, sie wollen nicht arbeiten, Chile ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten«.

Ich erinnere mich an Aguayo, der uns schlechte Noten gab, aber Nachhilfeunterricht bei seiner Tochter anbot, die schön war, uns aber nicht gefiel, weil wir in ihrem Gesicht die Schnauze ihres Vaters sahen.

Ich erinnere mich an Veragua, der mit weißen Socken in die Schule gekommen war, und an Aguayo, der ihm sagte: »Du bist ein Proletenschwein.«

Ich erinnere mich an Veraguas dichtes Haar, an seine großen grünen Augen voller Tränen, als er stumm zu Boden blickte, gedemütigt. Er tauchte nie mehr in der Schule auf.

Ich erinnere mich an den Indio Venegas, der uns am nächsten Montag sagte: »Den Veragua haben sie rausgenommen. Der hat's nicht gepackt.«

Ich erinnere mich an Elizabeth Azócar, die uns freitags in den letzten Stunden Schreibkurse gab. Ich war in Elizabeth Azócar verliebt.

Ich erinnere mich an Martínez Gallegos, an Puebla, an Tabilo.

Ich erinnere mich an Gonzalo Mario Cordero Lafferte, der in den Freistunden Witze erzählte und, wenn ein Lehrer kam, so tat, als lernten wir Französisch: *la pipe, la table, la voiture*.

Ich weiß noch, dass wir uns nie beklagten. Wie dumm war es, sich zu beklagen, man musste durchhalten wie ein Mann. Aber die Vorstellung von Männlichkeit war nebulös. Manchmal bedeutete sie Mut, manchmal Passivität.

Ich weiß noch, dass mir jemand fünftausend Pesos geklaut hatte, mit denen ich die Jahresgebühr des Elternzentrums hätte bezahlen sollen.

Ich wusste, wer es gewesen war, und er wusste, dass ich es wusste. Wenn wir uns ansahen, sagten wir uns mit den Augen: ich weiß, du hast mich beklaut, du weißt, ich habe dich beklaut.

Ich erinnere mich an die Liste der chilenischen Präsidenten, die auf unsere Schule gegangen waren. Ich weiß noch, dass beim Aufzählen der Name Salvador Allende immer ausgelassen wurde.

Ich erinnere mich, dass ich mit Stolz *meine Schule* sagte.

Ich erinnere mich an den substantivischen Nebensatz (SBNS) und an den adjektivischen Relativsatz (ARS).

Ich erinnere mich an die Übungen mit ausgefallenen Vokabeln, die wir dann prustend wiederholten: Erbarmungswürdigkeit, Scharmützel, Kinkerlitzchen, Irisieren, Rehabilitieren, zerklüftet, lapidar.

Ich weiß noch, dass Soto vom Militärchauffeur seines Vaters in die Schule gebracht wurde.

Ich weiß noch, dass die Englischlehrerin einem Schüler, der zehn Jahre in Chicago gelebt hatte, eine schlechte Note gab und nachher beschämt sagte: »Ich wusste nicht, dass er ein Gringo ist.«

Ich erinnere mich an dumme Lehrer und an großartige Lehrer.

Ich erinnere mich an den großartigsten, Ricardo Ferrada, der in der ersten Unterrichtsstunde einen Satz von Henry Miller an die Tafel schrieb, der mein Leben veränderte.

Ich erinnere mich an Lehrer, die uns fertig machten, und an Lehrer, die uns retten wollten. Lehrer, die sich für Mr Keating hielten. Lehrer, die sich für Gott hielten. Lehrer, die sich für Nietzsche hielten.

Ich erinnere mich an das Homosexuellengetto der Zwölftklässler. Es waren fünf oder sechs, sie saßen immer zusammen, redeten mit keinem anderen. Der Dickste von ihnen schrieb mir Liebesbriefe.

Sie machten nie beim Sport mit, und wenn sie in der Pause nach draußen gingen, wurden sie angepöbelt oder geschlagen. Sie blieben lieber im Klassenzimmer und redeten oder stritten miteinander, schrien »du Nutte!« und feuerten einander die Schultaschen gegen den Kopf oder auf den Boden.

Ich weiß noch, eines Morgens in der Freistunde, kein Lehrer war im Klassenzimmer und wir wärmten gerade Stoff für eine Matheprüfung auf, schwätzte der Dicke pausenlos mit seinem Banknachbarn, und der kleine Carlos rief: »Halt's Maul, fette Tunte.«

Ich weiß noch, dass der Dicke wütend aufstand, affektierter denn je, und antwortete: »Nenn mich nie wieder fett.«

Ich weiß noch, dass ich in der Pause Marihuana geraucht habe, hinten im Untergeschoss, zusammen mit Andrés Chamorro, Cristián Villablanca und Camilo Dattoli.

Ich erinnere mich an Pato Parra. An die Zeichnungen von Patricio Parra, einer der vier Wiederholer in der Elften.

Ich weiß noch, dass er sich ganz vorne in die mittlere Reihe setzte und den ganzen Unterricht über nur zeichnete.

Nie sah er die Lehrer an, war immer vornübergebeugt, ins Zeichnen vertieft, mit seiner Flaschenbodenbrille, eine Haarsträhne hing über dem Papier.

Ich erinnere mich noch an Patricio Parras schnelle Kopfbewegung, damit die Haare seine Zeichnung nicht verwischten.

Kein Lehrer schimpfte mit ihm, trotz der langen Haare und seiner vollkommenen Teilnahmslosigkeit, und wenn ihn jemand fragte, warum er nicht beim Unterricht mitmache, entschuldigte er sich kurz und höflich, ließ aber kein Gespräch zu.

Ich hatte kaum Gelegenheit, ihn kennenzulernen, ein paarmal unterhielten wir uns. Ich erinnere mich an einen Morgen, an dem ich neben ihm saß und mir seine Zeichnungen ansah, die perfekt waren, fast immer realistisch: Bildgeschichten über das Trostlose, über die Armut, die er ganz ungekünstelt darstellte, ganz direkt.

Ich weiß noch, an dem Morgen zeichnete er mich. Ich habe das Bild aufbewahrt, weiß aber nicht mehr, wo.

Ich weiß nicht, ob es im Juni oder Juli war, jedenfalls war es ein Wintermorgen, an dem wir erfuhren, dass Pato Parra sich umgebracht hatte.

Ich erinnere mich noch an die Kälte auf dem Friedhof von Puente Alto. Ich erinnere mich, wie die Lehrer uns zu erklären versuchten, was geschehen war. Und an meinen Wunsch, sie möchten schweigen, schweigen, schweigen. Und an die Leere danach, das ganze Jahr über, beim Blick auf die erste Bank in der mittleren Reihe.

Ich weiß noch, dass der Lehrerassistent uns sagte, das Leben gehe weiter.

Ich weiß noch, dass das Leben weiterging, aber nicht wie vorher.

Ich weiß noch, wir weinten alle auf der Rückfahrt im Schulbus, den wir nach dem Geisterschiff »Caleuche« nannten.

Ich weiß noch, dass ich Arm in Arm mit Hugo Puebla über den Sportplatz ging und weinte.

Ich weiß noch den Satz, den Pato Parra an die Wand in seinem Zimmer schrieb, bevor er sich umbrachte: »Mein letzter Schrei an die Welt: Scheiße«.

Ich erinnere mich an die letzten Monate an der Schule, 1993, an den Wunsch, es möge schnell zu Ende gehen. Ich war nervös, alle waren wir das, in Erwartung der großen Prüfung, auf die wir uns sechs Jahre lang vorbereitet hatten. Denn das war damals das Instituto Nacional: eine sechsjährige Vorbereitung auf die Universität.

Eines Morgens explodierten wir, fielen schreiend, schlagend übereinander her, ein Ausbruch nackter Gewalt, von dem wir nicht wussten, woher er kam. Immer wieder empfanden wir so, doch zum ersten Mal entlud sich die Wut, die Ohnmacht oder Traurigkeit auf diese Weise. Es gab einen Skandal, Washington Musa kam, der oberste Schulrat. Ich erinnere mich noch an den Namen, Washington Musa. Was mag aus ihm geworden sein. Wie egal mir das ist.

Es kam zur Standpauke, Musa schlug den üblichen Ton an, den so vieler Lehrer und Schulräte damals. Er sagte, wir seien Privilegierte, hätten eine hervorragende Erziehung genossen. Seien von den besten Lehrern Chiles unterrichtet worden. Gratis sogar, betonte er. Aber aus Ihnen wird nichts werden, ich weiß nicht, wie Sie sich an dieser Schule haben halten können. Der humanistische Zweig ist der Abschaum des Nacional, sagte er. Nichts davon schmerzte uns, diese Rede, diesen Monolog hatten wir oft gehört. Wir blickten zu Boden oder in unsere Hefte. Wollten eher lachen als weinen, auch wenn es ein bitteres Lachen gewesen wäre, sarkastisch vielleicht oder überheblich, aber doch ein Lachen.

Dennoch lachte niemand. Das Schweigen war vollkommen, während Musa weitersalbaderte. Auf einmal schoss er sich auf Javier García Guarda ein. Javier war womöglich der Schweigsamste, Schüchternste in der Klasse. Er bekam weder schlechte noch gute Noten, seine Akte war jungfräulich: keine einzige negative Bemerkung, kein einziger positiver Kommentar. Doch der wütende Musa demütigte ihn, wir wussten nicht, warum. Da begriffen wir, dass Javier der Stift hinuntergefallen war. Das war alles. Musa dachte wohl, er hätte es mit Absicht getan, oder dachte gar nichts, sondern nutzte den Vorfall, um seinen ganzen Zorn über García Guarda zu entladen: Nicht auszudenken, wie deine Eltern dich erzogen haben, sagte er. Du verdienst es nicht, an dieser Schule gewesen zu sein.

Ich stand auf und verteidigte meinen Klassenkameraden oder beleidigte vielmehr Musa, sagte: Seien Sie still, Señor, seien Sie doch endlich still, Sie haben keinen Schimmer, was Sie da sagen. Sie demütigen einen Mitschüler zu Unrecht, Señor.

Noch tieferes Schweigen folgte.

Musa war groß, massig und kahlgeschoren. Neben seiner Arbeit an der Schule führte er ein Juweliergeschäft und besserte sein Gehalt erheblich mit Geschäften in der Schule auf. Manchmal hielt er im Gang inne und bewunderte lauthals die Broschen, Uhren oder Ketten, die er den Lehrerinnen selbst verkauft hatte. Zu den Schülern war er unfreundlich, eiskalt, despotisch, wie es die Natur seines Amtes gebot: seine Standpauken und Strafen waren legendär. Seine Haupteigenschaft war, dachte ich damals und denke ich heute, die Arroganz. Musa wusste nicht, was tun, wie reagieren. »In mein Büro, alle bei-

de«, sagte er erbittert. Ich weiß noch, dass auf dem Weg ins Büro Mejías kam und uns aufmunterte.

Ich hatte Mut gezeigt, aber vielleicht war es gar kein Mut gewesen oder nur dessen passive Seite. Ich hatte einfach die Nase voll, es war mir egal, liebend gern wäre ich noch am selben Tag an die Wald-und-Wiesen-Schule zurückgegangen. Ich glaubte, einen Grund gefunden zu haben, von der Schule geworfen zu werden. Aber ich wusste auch, dass man mich nicht rauswerfen würde. Es gab Lehrer, die mich mochten, mich beschützten. Musa wusste das.

»Was dich angeht, García, überlege ich ernsthaft, ob ich dir den Abschluss verweigere«, sagte Musa. »Morgen in aller Frühe spreche ich mit deinem Erziehungsberechtigten.« Erst als ich García Guardas schwarze, verschleierte Augen sah, begriff ich, dass ich alles nur noch schlimmer gemacht hatte, dass die Angelegenheit mit einem Verweis, einer weiteren Demütigung hätte enden sollen und dass es García Guarda lieber gewesen wäre, doch mein Eingreifen hatte ein schweres Vergehen daraus gemacht. Mit einem Erziehungsberechtigten musste man nur in besonders ernsten Fällen kommen, denn die Erziehungsberechtigten, die Eltern, existierten an meiner Schule nicht. »Werfen Sie mich hinaus«, sagte ich wieder, aber ich wusste, dass es so nicht laufen würde. Seine Art, mich zu strafen, bestand darin, García zu quälen. Ich war drauf und dran, darauf zu bestehen, ihn abermals zu verteidigen, alles noch schlimmer zu machen. Ich hielt mich zurück.

»Dich werde ich nicht von der Schule werfen, du bekommst deinen Abschluss«, sagte Musa zu mir, und wieder dachte ich, wie ungerecht es war, dass ich eine

geringere Strafe bekam als García. Und ebenso dachte ich, dass der Abschluss mir egal war. Aber vielleicht war er mir gar nicht egal. Ich fühlte mich unverwundbar. Die Wut machte mich unverwundbar. Aber nicht nur die Wut. Auch ein blindes Vertrauen oder eine Art Sturheit, die mich nie verlassen hat. Ich sprach leise, war aber stark. Ich spreche leise, bin aber stark. Ich schreie nie, bin aber stark.

»Ich sollte dir den Abschluss verweigern, sollte dich auf der Stelle von der Schule werfen«, sagte er. »Aber das werde ich nicht.« Dreißig Sekunden vergingen, Musa war noch nicht zu Ende, aus dem Augenwinkel sah ich weiter auf die Tränen, die über García Guardas Gesicht rannen. Ich weiß noch, dass er auch Gedichte schrieb, sie aber nicht herzeigte wie ich, nicht wie ich aus der Dichtung ein Schauspiel machte. Wir waren keine Freunde, unterhielten uns jedoch hin und wieder, respektierten einander.

»Ich werde dir nicht den Abschluss verweigern, werde dich nicht von der Schule verweisen, will dir aber etwas sagen, was du nie im Leben vergessen wirst.« Musa betonte das Wort *nie* und dann *im Leben* und wiederholte den Satz zweimal.

»Ich werde dir nicht den Abschluss verweigern, werde dich nicht von der Schule verweisen, will dir aber etwas sagen, was du nie im Leben vergessen wirst.« Was es war, weiß ich nicht mehr, vergaß es sofort, weiß wirklich nicht mehr, was Musa mir damals sagte. Ich sah ihm in die Augen, voll Mut oder Passivität, behielt aber kein einziges seiner Worte.